

Kapitel 6 Zur Sexualität des Menschen

Die Sexualität – sie meint im biologischen Kern Selbsterhaltung durch Fortpflanzung – hat (auch) beim Menschen einen ganz besonderen, weit über die biologische Funktion hinausreichenden Stellenwert. Sie wird in den frühen Gemeinschaften vermutlich zunehmend klaren Regelungen unterworfen; zumal in ihrer Dynamik bzw. Unberechenbarkeit (Sexualtrieb) und in der mit ihr verbundenen hohen Emotionalität (Verliebtheit, Eifersucht) ein für den Zusammenhalt der Sozietät und die Gemeinnsinnorientierung bedrohliches Potenzial liegt.¹

Entkopplung von Sex und Fortpflanzung

Zu den Besonderheiten der Sexualität des Menschen zählt u.a. das Fehlen fester saisonaler Fortpflanzungszeiten. Frauen sind sozusagen ganzjährig empfängnisbereit, bei beiden Geschlechtern konzentriert sich die Fortpflanzungsbereitschaft nicht auf bestimmte Jahreszeiten. Das ist bei unseren Primatenverwandten zwar ähnlich, auch bei Schimpansen und Bonobos sind die Weibchen ganzjährig fortpflanzungsfähig, sie signalisieren aber ihre aktuelle Empfängnisbereitschaft durch eine auffällige Schwellung und Rötung im Genitalbereich (Regelschwellung). Beim Menschen sind die „fruchtbaren Tage“ der Frau dagegen nicht unmittelbar erkennbar. Eine weitere Besonderheit ist die intensive Orgasmusfähigkeit des Menschen, und zwar nicht nur bei Männern, sondern auch bei Frauen.²

Beides, die zeitliche Entkoppelung der physiologischen Paarungs- von der Empfängnisbereitschaft und die ausgeprägte Orgasmusfähigkeit führen dazu, dass sexuelle Kontakte nicht auf bestimmte Jahresphasen oder wenige Tage beschränkt werden. Sex findet also beim Menschen in hohem Maße auch unabhängig von den Zeiten (Tagen) statt, an denen die Frau empfängnisbereit ist. Das bindet die Sexualpartner aneinander.

Gefestigt wird diese Bindung dadurch, dass beim Menschen während des Orgasmus verstärkt Oxytocin ausgeschüttet wird, ein sog. Bindungshormon, das entspannend wirkt und die wechselseitige emotionale Zuneigung fördert.³

Auch bei heutigen Jäger-und-Sammler-Völkern, z. B. den sog. San (Buschleute) der Kalahari, sind Sex und Schwangerschaft insofern entkoppelt, als die Fruchtbarkeit der Frauen und die Fortpflanzungsrate vergleichsweise sehr gering sind: Nur an einem von 100 Tagen besteht die Möglichkeit einer Schwangerschaft. Der Evolutionsbiologe Thomas Junker zitiert Studien, nach denen die Frauen des !Kung-Volkes aus Namibia im Durchschnitt 600-mal Sex auf eine Geburt haben. Bei vielen Jäger-und-Sammler-Völkern ist die Empfängnisbereitschaft der Frau nach einer Geburt offenbar für mehrere Jahre (Stillzeit) eingeschränkt, nicht aber ihre sexuelle Aktivität.

¹ Dass **Verliebtheit und Eifersucht** keine ausschließlich „modernen“ Erscheinungsformen menschlicher Beziehungen sind, verrät ein Blick auf die Liebeslieder der griechischen Dichterin Sappho (ca. 600 v. Chr.) oder auf das alttestamentarische sog. „Hohelied Salomos“.

² Ob, wie hier angenommen, **Orgasmen** beim Menschen und hier vor allem bei Frauen intensiver oder ausgeprägter sind als bei anderen Primaten, zumindest männliche Primaten erleben offenbar Orgasmen, dürfte allerdings nicht einfach zu belegen sein.

³ Der Wikipedia-Artikel zu „Oxytocin“ verdeutlicht aber, wie komplex die Wirkzusammenhänge sind.

Sehr betreuungsbedürftige Säuglinge

Beim Menschen liegen also physiologisch-psychologische Grundlagen für starke sexuelle Bindungen zwischen Frauen und Männern und für relativ stabile Paarbeziehungen vor. Insbesondere für die Frauen bzw. Mütter sind verlässliche Bindungen aus folgendem Grund wichtig:

Menschliche Säuglinge sind im Vergleich zu anderen Primatenbabies auffällig unselbstständig und damit im hohen Maße abhängig von der Mutter. Die deutliche Kopf- bzw. Hirnvergrößerung hat im Verlauf der Evolution des Menschen zu einer vorgezogenen Geburt (- der Biologe Adolf Portmann nennt den Menschen eine „physiologische Frühgeburt“) von noch sehr „unfertigen“, hilflosen, pflegebedürftigen, zugleich aber auch sehr prägbaren, lernfähigen Säuglingen geführt⁴.

Dies wiederum bringt Mutter und Kind in eine relativ starke Abhängigkeit von der schützenden und versorgenden Gruppe bzw. von einem verlässlichen, sexuell an sie gebundenen Partner. Dazu passt: Nur beim Menschen sind auch die Väter an der Aufzucht des Nachwuchses beteiligt, zumindest über die Nahrungsbeschaffung: Diese Bindung („Familiarisierung“) des Mannes an den Nachwuchs ist bei Primaten sonst nicht üblich. Die Fürsorge beschränkt sich auf die Verteidigung der Gruppe gegen Feinde.⁵

Starke emotionale Bindungen

Für eine bereits früh entwickelte Paarbindung zwischen Männern und Frauen sprechen auch die beim Menschen universell verbreitete Phänomene „Verliebtheit“ und „Partnerliebe“; beide sind sicher kulturell geprägt, dürften aber auch eine evolutionsbiologische Grundlage haben. Der Hirnforscher Simon Eickhoff meint, dass sowohl die menschliche Liebe zwischen den Partnern (hier: Mann und Frau) als auch zwischen Eltern und Kind „in dieser Form im Tierreich einzigartig“ sei.⁶

Der Evolutionsbiologe Thomas Junker hält Verliebtheit und auch Eifersucht für universelle Phänomene mit biologischer Funktion: „Bei der Verliebtheit fokussiert man sich sehr stark auf eine Person und blendet alles andere aus. Dies ist wichtig, um die anfängliche Fremdheit zu überwinden, ein Gefühl der Nähe zu erzeugen und gemeinsame Ziele zu finden.“

Das ursprüngliche gemeinsame Ziel sei die beim Menschen ungewöhnlich aufwändige Kinderaufzucht, die von der Mutter zu damaligen Zeiten allein nicht zu bewältigen gewesen sei. Die Verliebtheit dauere daher in der Regel auch nur solange, wie Kleinkinder intensive Betreuung benötigen; das gelte auch dann, wenn Verliebte keine Kinder planen oder zeugen.

⁴ Die Geburt erfolgt, solange die Schädelknochen des Kindes noch weich und verschiebbar sind und dadurch den engen Geburtskanal passieren können. Bekanntlich sind Geburten beim Menschen für die Frauen i. d. R. dennoch eine extreme Belastung. Die Bibel (Genesis 3;16: „Du sollst mit Schmerzen Kinder gebären“) hat insofern Recht, dass dies der Preis für die gewachsene Erkenntnisfähigkeit (Gehirnvergrößerung) ist, auch wenn diese nicht auf einen „Sündenfall“, sondern auf evolutive Vorteile zurückzuführen ist. Den Preis (früher oft mit dem Leben) zahlen die Frauen/Mütter.

⁵ Der französische Ethnologe Claude Meillassoux hat noch eine andere Hypothese für die starke Bindung, die er zugleich als Abhängigkeit der Frau sieht: Die Gefahr von Überfällen verbunden mit **Frauenraub durch Männer** fremder Gruppen zwingt die Frauen der Gemeinschaft in eine Abhängigkeit von den sie schützenden Männern (Vgl. Wikipedia „Frauentausch“).

⁶ Vgl. Pamela Dörhöfer, „Das letzte Geheimnis bleibt“, Serie zum Thema „Liebe“, FR Pfingsten 2015 - Auf **Homosexualität** gehe ich hier nicht ein, da sie vermutlich nicht konstitutiv ist für die Struktur archaischer Gemeinschaften, auch wenn sie bekanntlich beim Menschen universell und auch bei anderen Säugetieren und Vögeln weit verbreitet ist.

Hirnphysiologisch und hormonell würde die Verliebtheit einer Sucht ähneln - das heißt, es handelt sich um eine starke, zielgerichtete Kraft, die rational nicht oder kaum zu steuern ist.

Junker ergänzt, dass die mit der sexuellen Bindung zusammenhängende Emotionalität im Verlauf der Menschheitsgeschichte deutliche Erweiterungen und neue Funktionen⁷ erfahren hat: „Wir haben eine ganz starke Tendenz dazu, uns emotional an Dinge zu binden.“ Junker verweist dabei auf die starke emotionale Bindung, die Menschen an Gegenstände oder Ideen wie z. B. ideologische oder religiöse Überzeugungen entwickeln können. Grundlage aber sei die intensive sexuelle Bindung (Paarbindung), die so bei anderen Hominiden nicht vorkomme, auch nicht bei den eng mit Schimpansen verwandten Bonobos, bei denen diverse Sexualpraktiken im Alltag eine große Rolle spielen.⁸

Im Vergleich mit anderen Hominiden (Menschenaffen) fördern und sichern also etliche biologisch (mit)begründete Spezifika der menschlichen Sexualität eine relativ starke emotionale Paarbindung. Die sexuellen Partnerschaften müssen aber zugleich in die Sozialstruktur der Jäger-und-Sammler-Sozietät, die auf verlässliche Kooperation und emotionalen Zusammenhalt angewiesen ist, eingebunden werden.⁹

Promiskuität oder Paarbeziehungen?

Kaum rekonstruieren lässt sich (wie auch?), ob es typische familiäre Strukturen in den frühen Gemeinschaften der Gattung Homo gibt – oder ob immer schon Vielfalt bestanden hat. Möglich ist, dass sich schon sehr früh in der Menschheitsgeschichte „Kleinfamilien“ auf der Basis relativ stabiler sexueller Paarbeziehungen gebildet haben, möglich ist aber auch, dass in vielen Gemeinschaften zunächst Promiskuität herrscht.¹⁰

Promiskuität bestimmt das Sexualleben bei unseren nächsten Verwandten im Tierreich, den Schimpansen und den zentralafrikanischen Bonobos. Alle erwachsenen Tiere können Sex miteinander haben, es gibt jedenfalls keine festen sexuellen Paarbindungen. Der Nachwuchs wird gemeinschaftlich versorgt und behütet. Ansonsten kennen unsere Verwandten das Küssen (inkl. Zungenkuss), auto- und homoerotische Praktiken (Onanie, Homosexualität) und Formen der Prostitution (Geschenke gegen Sex); auch kommt es gelegentlich zu Vergewaltigungen und Kindstötungen.

⁷ Solche späteren **Funktionserweiterungen** sind im Übrigen typisch für biologische Anpassungen. Ein Beispiel: Die Greifhand der Primaten hat sich ursprünglich bei den Vorfahren der Affen als Anpassung an die Fortbewegung in Bäumen entwickelt (zum Umgreifen der Äste beim Klettern). Sie hat sich dann bei den frühen Menschen zum Präzisionsinstrument für die Werkzeugherstellung weiterentwickelt.

⁸ **Bonobos:** Die sehr auffälligen, ständigen kurzen Sexpraktiken zwischen den Gruppenmitgliedern der zentralafrikanischen Bonobos haben offenbar vor allem eine beruhigende Funktion. Sie führen nicht zu sexuellen Paarbindungen. Bonobos und (mit Abstrichen) auch Schimpansen sind allerdings auch keine, auf enge Kooperation angewiesenen, kollektiv agierenden „Jäger-und-Sammler“. Sie suchen ihre Nahrung mehr oder weniger individuell, die Gruppe ist in erster Linie Schutzraum.

⁹ Auch in anderer Hinsicht fordern Besonderheiten der menschlichen Sexualität sozial-kulturelle Regelungen heraus. Ein Beispiel: Für die erwachsenen Frauen bedeutet die saisonunabhängige Fortpflanzungszeit über viele Jahre eine regelmäßige „**Monatsblutung**“; vermutlich eine irritierende Erfahrung für die frühen Menschen, für die Blut ein geheimnisvoller (oft „heiliger“) Lebenssaft ist. Die Menstruation ist eine auffällige und doch meist tabuisierte Erscheinungsform der menschlichen Sexualität, Sie ist, so weit ich weiß, in allen Kulturen mit bestimmten Regelungen, Ritualen und Tabus verbunden. Fast immer gilt die menstruierende Frau als „unrein“, nicht selten wird sie in diesen Tagen aus der Gemeinschaft isoliert. Patriarchalisch geprägte Religionen sind diesbezüglich sehr rigoros, aber auch sog. Naturvölker kennen klare Tabus.

¹⁰ Yuval N. Harari, „Eine kurze Geschichte der Menschheit“, S. 59 f.

Nicht ganz auszuschließen ist eine ursprüngliche Promiskuität auch in den archaischen Menschengruppen, vor allem, solange die biologische Rolle des Vaters unklar ist: Alle kümmern sich um den Nachwuchs der Frauen (Theorie der „Ur-Kommune“). Dann wäre die Kleinfamilie das Ergebnis späterer Entwicklungen. Auch dass Seitensprünge in vielen (fast allen!?) Kulturen verbreitet sind, ließe sich als gewisse Tendenz des Menschen zur Promiskuität interpretieren; zumindest gibt es keine Dominanz monogamer Beziehungen.¹¹ Der Evolutionsbiologe Axel Meyer meint: „*Beide Geschlechter sind von ihrer Natur aus nicht monogam, aber auch nicht wirklich polygam, wir haben eine Tendenz zur Untreue.*“¹²

Dennoch: Promiskuität scheint mir für Sozietäten, die wie beim Menschen auf sehr enge Kooperation und sozialen Zusammenhalt angewiesen sind, sehr viel konfliktträchtiger zu sein als ein System fester Paarbindungen. Zumindest der Regelungs- und Beruhigungsaufwand dürfte bei promisken Verhältnissen erheblich sein. Jedenfalls kommt es bei den promisken Schimpansenarten häufig zu „Störungen“ der Paarung und zu konfliktträchtigen Interventionen durch andere Gruppenmitglieder.¹³

Wahrscheinlicher erscheint mir daher, dass (klein)familiäre Strukturen und Monogamie, also eine mehr oder weniger exklusive sexuelle Partnerbindung, sich schon in den frühen Gemeinschaften entwickelt haben. Die „Väter“ binden sich zunehmend über sexuelle Vorrechte und Ansprüche an eine bestimmte Partnerin (Kleinfamilien-Theorie).

¹¹ **Monogamie:** Studien deuten darauf hin, dass streng eingehaltene Monogamie eine eher seltene Verhaltensweise in menschlichen Gesellschaften ist. Neuere anthropologische Untersuchungen zeigen zudem, dass Seitensprünge und der Wechsel von Lebenspartnern wiederkehrende Merkmale des menschlichen Paarungsverhaltens in allen Epochen seit der Frühgeschichte sind (aus: Wikipedia „*Monogamie*“). Andererseits sind weltweit auch in polygamen Kulturen Vorstellungen und Sehnsüchte nach einer dauerhaften und sexuell exklusiven Partnerschaft weit verbreitet (vgl. im Internet: „*Evolution der Monogamie beim Menschen*“, Spektrum.de, 24.03.2015).

¹² Axel Meyer, „*Biologie ist keine Kränkung*“, FR 18.09.2015.

Anmerkungen zur Partnerwahl: Bei der Fortpflanzung ist der Zeit- und Energieaufwand für das weibliche Geschlecht durch lange Schwangerschaften und Stillzeiten biologisch um ein Vielfaches höher als für das männliche Geschlecht. Während dieser Zeit kann die Frau keinen weiteren Nachwuchs bekommen, was ihre Reproduktionsmöglichkeiten - im Vergleich zum männlichen Geschlecht - erheblich einschränkt. Daher seien, so die Theorie, Frauen in der Regel besonders wählerisch. Sie würden vor allem auf den Status des Mannes achten (Verfügung über Macht und Ressourcen) bzw. auf seine Bereitschaft, sich an der Aufzucht des Kindes zu beteiligen, um gute Voraussetzungen für den eigenen Nachwuchs zu schaffen. Studien zeigen, dass Frauen weltweit eher gesellschaftlich und beruflich erfolgreiche Männer bevorzugen, aber auch Intelligenz und Fürsorge beim Partner schätzen. Männer hätten dagegen ein biologisches Interesse, möglichst viele Frauen zu befruchten und/oder sicherzustellen, dass sie auch tatsächlich der biologische Vater des Nachwuchses sind. Sie präferieren jüngere, attraktive Frauen, die eine noch lange währende Fruchtbarkeit signalisieren, zum Beispiel durch volle Lippen, glatte Haut und andere Signale, die auf einen hohen Östrogenanteil hinweisen. - Eine „Tendenz zur Untreue“ ließe sich aus den skizzierten Präferenzmustern für beide Geschlechter ableiten. Nachgewiesen ist, dass die Partnerwahl biologisch (zumeist unbewusst) stark über Geruch gesteuert wird. Unterschiede im jeweiligen Immunsystem wirken olfaktorisch anziehend. So wird für den möglichen Nachwuchs eine optimierte Immunabwehr bereitgestellt.

Allerdings ist auch bekannt und nachgewiesen, dass kulturelle Faktoren wie gleiche oder korrespondierende Interessen und Einstellungen eine erhebliche Rolle bei der Partnerwahl spielen. Auch das erscheint sinnvoll, da dadurch persönliche Sympathien gestärkt und Alltagskonflikte minimiert werden. Allerdings sind angesichts der Vielfalt menschlicher Beziehungsmuster und kultureller Einflüsse und Rahmenbedingungen evolutionsbiologische „Bereitschaften“ nicht mehr so dominant wie in den archaischen Sozietäten.

¹³ „*Die Paarung selbst dauert bei den ausgesprochen promisken Schimpansenarten nur immer relativ kurz, meist ohne Vor- und Nachspiel. Das bietet bei promisken Arten wegen der Rivalitäten einen Vorteil im Fortpflanzungserfolg, denn absichtliche Störungen, auch durch Weibchen und Kinder, sind häufig.*“ Manfred Dziaek, „*Biologische Wurzeln im Sexualverhalten des Menschen*“, 2001.

Meines Erachtens spricht einiges für diese Hypothese, etwa die erwähnten spezifisch menschlichen Voraussetzungen für starke sexuelle Partnerbindungen sowie die unter Primaten nur beim Menschen vorkommende Einbindung der Väter in die Aufzucht des Nachwuchses. Zudem ist mir keine menschliche Kultur bekannt, die promisk lebt, und auch heutige indigene Völker praktizieren offensichtlich keine Promiskuität (allenfalls in kurzen Phasen vor der Eheschließung).

Die Ehe - eine Institution zur Konfliktvermeidung ?

Die Paarbindungen mit sexuellen Vor- oder Exklusivrechten und einer besonderen Fürsorgeverantwortung für den Nachwuchs werden im Verlauf der Menschheitsgeschichte in Ritualen und Regeln kulturell als „Ehe“ verankert.

Die Ehe wäre dann die soziale Institution, die Promiskuität und damit mögliche soziale Spannungen und Konflikte in der Sozietät verhindern soll. Die in allen Kulturen besondere Zeremonie der Eheschließung, die öffentlich vollzogen und mit einem gemeinsamen Festmahl verbunden wird (Nahrungsteilung!), dokumentiert für alle Mitglieder der Gemeinschaft, dass hier eine (i.d.R. exklusive) Partnerschaft für Sexualität, Fortpflanzung, Kinderaufzucht und Haushaltsführung geschlossen wird.

Das Signal der Gemeinschaft lautet: „Die beiden sind vergeben! Sexuelle Kontakte mit ihnen sind absolut tabu – und werden geahndet.“ Es ist also kein Zufall, dass die Heiratsschließung in allen Kulturen eine öffentliche Zeremonie ist, die zudem eng gekoppelt wird an die jeweilige Religion der Gemeinschaft, wodurch sie zusätzliche Verbindlichkeit erhält. Das Zeremoniell führt allen Mitgliedern der Sozietät vor Augen, dass jede weitere sexuelle Annäherung durch Dritte oder an Dritte nun ein schwerer Tabubruch wäre.

In der Praxis aller (?) monogamen und fast aller polygamen Kulturen und überall dort, wo traditionell patriarchalische Verhältnisse herrschen, gilt dieses Tabu in erster Linie bzw. ausschließlich für die frisch vermählte Ehefrau bzw. ebenso radikal für die noch nicht verheiratete „Jungfrau“. Ihre sexuelle Treue bzw. Keuschheit wird, nicht nur vom Ehemann oder Vater sondern von der ganzen Gemeinschaft strikt kontrolliert und durch Androhung und Vollstreckung oft brutaler Strafen gesichert. Auch bei uns werden heute noch Mädchen und Frauen, die selbstbestimmter in ihren Kontakten agieren, als „Schlampen“ beschimpft (nicht nur von Männern!); eine vergleichbare Etikettierung und Diskriminierung für Männer ist mir nicht bekannt.

So gesehen geht es beim Ritual der Eheschließung und bei der Institution der Ehe ursprünglich (vor allem bzw. auch) um Konfliktvermeidung und um den Zusammenhalt der Gemeinschaft! Das gilt in erster Linie für monogame Kulturen, aber auch in polygamen Kulturen unterliegen die Sexualekontakte klaren Regelungen, die durch die jeweiligen Eheformen kulturell institutionalisiert werden.

Wie die Ehe als kulturelle Institution aus den archaischen Paarbindungen entsteht, ist kaum noch zu rekonstruieren. Viele Kulturen haben die Ehe als eine monogame Paarbeziehung und Grundlagen einer Familie bzw. eines gemeinsamen Haushaltes etabliert; aber auch dort, wo traditionell polygame Ehen (Vielehe mit mehreren Partnern, meist als Polygynie oder Vielweiberei, seltener als Polyandrie oder Vielmännerei) kulturelle Norm sind, werden auf diese Weise sexuelle Kontakte gesellschaftlich geregelt bzw. ausgeschlossen und kontrolliert. Polygamie ist ursprünglich offenbar eine Anpassung an spezifische Lebensbedingungen nach Auflösung der archaischen Gemeinschaften.

Familienbande

Die Familie als soziale Institution für Sexualität, Fortpflanzung und Kinderaufzucht und als gemeinsamer Haushalt kann bekanntlich sehr unterschiedlich strukturiert sein. So oder so besteht die Herausforderung, sie möglichst konfliktfrei in die Gemeinschaft bzw. Sozietät einzubinden. Mit den Paarbindungen und den (Klein-)Familien entstehen soziale Subsysteme, die ggf. in Interessenkonflikte mit der Gemeinschaft geraten können, insbesondere wenn sie sich als Familienhaushalt zunehmend selbstständig versorgen (z. B. in den Dörfern der frühen Ackerbaukulturen). Die Einbindung der einzelnen Familien bzw. Haushalte in die Gemeinschaften erfordert also weitere soziale Regelungen (z. B. Streitschlichtung durch einen Häuptling oder Dorfvorsteher).

Die emotionalen Bindungen innerhalb der Familie sind besonders stark; aus Sicht der Evolutionsbiologie geht es darum, die eigenen („familiären“) Gene weiterzugeben: Die eigenen Kinder und Enkel genießen daher besondere Aufmerksamkeit, Fürsorge und Betreuung. Dies ist – auch ohne genetische Kenntnisse – eine bis heute weitgehend als „normal“ empfundene Reaktion (wenngleich nicht ohne Ausnahmen), mehr noch: es ist gesellschaftliche Norm.

Wie stark familiäre Bande sind, zeigt sich auch darin, dass in fast allen Hochkulturen Familiendynastien die Herrschaft übernehmen, eine Tendenz, die auch heute noch zu beobachten ist (- ein Beispiel ist die Kim-Familie im „kommunistischen“ Nordkorea). Allerdings – und das zeigt die Geschichte reichlich – verhindern familiäre Bande nicht, dass es bei Machtkämpfen nicht auch zu innerfamiliären Intrigen und Morden kommt.

Solange allerdings das Überleben der Eltern wie der Kinder existentiell von der Gruppe als Ganzes abhängt, werden wohl alle Kinder von allen Eltern und Gruppenmitgliedern (zumindest von allen Frauen) betreut. Dies ist noch heute bei etlichen indigenen Völkern der Fall. Erst als die Familienhaushalte eine gewissen Selbstständigkeit beim Lebensunterhalt erlangen, können Familienbande und Gemeinschaftsbande auch in Konflikt geraten. Die frühen Gemeinschaften haben sicher eine große Vielfalt an Regelungen entwickelt, um Familien- und Gemeinschaftsinteressen abzustimmen und so den sozialen Zusammenhalt möglichst konfliktfrei zu sichern.

Wie auch immer die familiären Strukturen der frühen Sozietäten sind: Kinder wachsen in der jeweiligen Gemeinschaft auf, die sie schützt und prägt. Da in den Menschengruppen unabhängig von Fortpflanzungszeiten zu allen Jahreszeiten Kinder gezeugt und geboren werden, sind die Sozietäten auch altersmäßig sehr heterogen – was komplexere soziale Kompetenzen erfordert. Vermutlich liegt darin ein wichtiger Motor der Evolution menschlicher Intelligenz.

Die Stellung von Frau bzw. Mann in der Familie ist vermutlich zunächst davon abhängig, in welchem Umfang sie jeweils zur Ernährung und Sicherheit beitragen; sie ist zunächst in den Jäger-und-Sammler-Gemeinschaften eher egalitär. Patriarchalische Machtverhältnisse (auch in den Familien) entstehen wohl erst in Folge der gesellschaftlichen Umbrüche am Ende des Paläolithikums.¹⁴ Lange Zeit (bis ins frühe oder sogar mittlere Neolithikum) sind Männer und Frauen gleich bestattet worden, geschlechtstypische Unterschiede in den Grablegungen treten z. B. in Südost-Europa erst ab ca. 4.500/4.000 v. Chr. auf, evtl. im Zusammenhang mit

¹⁴ Im Teil II „*Vom Wir zum Ich*“ gehe ich im Kapitel 2 auf die Entstehung patriarchalischer Strukturen ein.

der Einwanderung patriarchalischer Viehzüchtergruppen (vgl. Teil II „Vom Wir zum Ich“, Kapitel 1).

Schamgefühle kennen nur Menschen

Die Sexualität wird also beim Menschen durch Institutionen (Ehe, Familie), Rituale und Regelungen (Initiations- und Hochzeitsrituale; Tabus und Strafen, die häufig drastisch sein können) in den Dienst der Gemeinschaft gestellt, was bekanntlich nicht immer spannungs- und konfliktfrei gelingt. Mir sind jedenfalls keine Völker oder Kulturen bekannt, in denen Sexualität ohne Regelungen und Tabus entspannt gelebt und ausgelebt wird. Öffentlich praktizierte Sexualität (Koitus), bei Schimpansen oder Bonobos an beliebigen Orten und zu jeder Zeit möglich und üblich, ist in allen menschlichen Kulturen tabuisiert und würde als absolut asoziales („unmögliches“) Verhalten gelten. Kooperation und Gemeinsinn sollen möglichst nicht durch „offensichtliche“ Sexualität und damit ggf. verbundene sexuelle Aufregungen, Verführungen und Konflikte gefährdet werden.

Dazu passt, dass nur Menschen ein Schamgefühl ¹⁵ (hier bezogen auf Nacktheit und Sexualität) und eine Intimsphäre entwickeln – und zwar in allen Kulturen und Völkern und spätestens ab der Pubertät, wenn auch in sehr unterschiedlichen inhaltlichen Formen und Ausprägungen.

Demonstrative Schamlosigkeit praktiziert der Kyniker Diogenes von Sinope, der um 350 v. Chr. nur „natürliche“ Bedürfnisse wie Essen Trinken, Sexualität u.a. anerkennt und ansonsten ein Leben völliger Bedürfnislosigkeit und eine Ablehnung jeglicher Moral predigt. Er tritt für öffentliche Sexualität ein, die er selbst aber, so eine der anekdotischen Überlieferungen, nur in Form öffentlicher Onanie vollzieht: in seiner berühmten „Tonne“ in Korinth oder Athen – und zur allgemeinen Empörung des Publikums.

Ansonsten entwickeln Völker und Kulturen jeweils eigene Schamgrenzen. Nacktheit ist bekanntlich nicht per se schambesetzt, solange bestimmte Grenzen gewahrt werden. Auf kulturübergreifende Schamgrenzen weist der Evolutionsbiologe Manfred Dzięyk hin: So ist zum Beispiel *„allen Völkern gemeinsam, dass das Präsentieren der Vulva in der Öffentlichkeit tabuiert ist, denn es hat Aufforderungscharakter.“*¹⁶ Auch nackt gehende Frauen vermeiden es in allen Kulturen, in der Öffentlichkeit ihre Vulva zu präsentieren.

Dzięyk weist darauf hin, dass die Genitalregion bei den Weibchen der beiden Schimpansenarten – anders als bei Menschen-Frauen! – unbehaart und immer sichtbar, im Östrus sogar auffällig gerötet und geschwollen ist. Bei Menschen-Frauen verlagert sich die Vulva dagegen mit dem aufrechten Gang nach vorn (bauchwärts) und ist im Vergleich zu den Menschenaffen beim Gehen oder Sitzen weniger sichtbar. Das schränkt die unmittelbare sexuelle Signalwirkung ein.¹⁷ Ich vermute zudem, dass die sog. Schambehaarung des Menschen u. a. auch die Funktion haben könnte, die Genitalien selbst im Nacktzustand (lange Zeit bei unseren Vorfahren vorherrschend) nicht zu offensichtlich (!) zu präsentieren.

¹⁵ **Scham** tritt in allen Kulturen auf, allerdings aus sehr unterschiedlichen Anlässen. Zugrunde liegt stets das mit heftigen Emotionen verbundene Erleben, den Normen und Erwartungen der Gemeinschaft nicht entsprochen zu haben (Gefühl der Bloßstellung). (Vgl. Wikipedia „Schamgefühl“).

¹⁶ Manfred Dzięyk, *„Biologische Wurzeln im Sexualverhalten des Menschen“*, 2001

¹⁷ Der Verhaltensforscher Desmond Morris („*Der nackte Affe*“) vermutet, dass sich bei der Menschenfrau stattdessen pralle (vorgewölbte) Lippen und Brüste als sichtbare sexuelle Signale entwickelt haben; beides fehlt bei den Schimpansen.

Auch die öffentliche männliche Genitalpräsentation (erigierter Penis) ist in allen Kulturen tabuisiert, wird aber z. B. in ithyphallischen Statuen als Darstellung von Fruchtbarkeit oder als Demonstration von Stärke und als Drohgebärde rituell eingesetzt – wie bei dominanten Primatenmännchen, die mit erigiertem Penis sichtbar ihr Revier und ihren Machtanspruch demonstrieren. Ein öffentlich präsentierter erigierter Penis als Zeichen sexueller Erregung ist aber außerhalb von bestimmten Ritualen in aller Regel ein Tabubruch (- bzw. heute bei uns als „exhibitionistische Handlung“ ein Straftatbestand).

Das universell verbreitete Schamgefühl dürfte eine evolutionsbiologische Fundierung haben. Ich vermute, dass offensichtliche demonstrative Genitalpräsentationen und öffentliche Sexualität (Koitus) die existenzielle Kooperationsbereitschaft und das konfliktfreie Zusammenleben und -arbeiten in der archaischen Gemeinschaft gefährdet hätten und daher unter Taburegelungen fallen. Etwas anderes sind die verbreiteten Phallus- und Vulva-Darstellungen, etwa auf Abbildungen oder bei Figurinen; sie stehen im Zusammenhang mit Fruchtbarkeitsritualen u.a. und unterliegen klaren Regelungen bzw. sind in Rituale der Gemeinschaft eingebunden. Gelebte Sexualität findet dagegen auch bei den sog. Naturvölkern in nicht-öffentlichen Bereichen und unter Wahrung einer Intimsphäre statt.

Dazu passt die folgende Passage aus einem Buch, das ich als Jugendlicher sehr geliebt habe. Werner Hopp, der in den 40er und 50er Jahren des 20. Jhds. als Schmetterlingssammler viele, kaum kontaktierte Indianervölker im Amazonasbecken besucht, berichtet von den Parintintin am Rio Madeira, deren Männer sog. Penisrollen aus Blättern tragen *„Sie schämen sich, ihren Geschlechtsteil sehen zu lassen, kehren den Anwesenden beim Baden den Rücken zu und legen ihre Schutzhülle nur ab, wenn sie sich unbeobachtet glauben. Vom zwölften Jahre an darf sich kein Junge ohne diese Schutzhülle sehen lassen.“* – Und dies lange bevor die ersten Missionare den „armen Wilden“ christliche Moralvorstellungen vermitteln.¹⁸

Rück- und Ausblick

Unsere unmittelbaren Primatenverwandten leben in promiskuen Gruppen. Bei den zentralafrikanischen Bonobos wird sogar der Gruppenzusammenhalt über ständige (ebenso kurze wie vielfältige) sexuelle Kontakte und Praktiken stabilisiert. Das funktioniert in Gruppen, die auf enge Kooperation bei längeren Jagdausflügen angewiesen sind, vermutlich nicht. Jedenfalls leben Menschen überwiegend in klar geregelten sexuellen Partnerschaften, monogam oder polygam. Ob es einen „Urzustand“ der Promiskuität bei unseren Vorfahren gegeben hat, muss offen bleiben. Beim Menschen übernimmt vor allem die Sprache die soziale (gesellschaftliche) Bindungsfunktion (vgl. Kapitel 2).

Die Sprache ermöglicht zugleich die Entwicklung von Regeln und Ritualen zur „Kanalisation“ der Sexualität und zur Schaffung eines Ordnungsgefüges für Fortpflanzung und Kinderbetreuung: Initiation und Erwachsenwerden, Heirat und Ehe, Schwangerschaft und Geburt, Umgang mit Menstruation, Sicherung einer Intimsphäre, Rollenerwartungen an die Geschlechter, usw. – alles wird kulturell geregelt, und zwar universell in allen Kulturen und nach je eigenen Traditionen. Insbesondere die Ehe kann als Institution verstanden werden, die mögliche sexuelle Spannungen und Konflikte in den Gemeinschaften verhindern soll (- was zumindest heute bekanntlich nicht mehr gelingt).

¹⁸ Werner Hopp, *„sterben – wenn nötig, töten – nie. Vom Leben, von den Sitten und den Gebräuchen der heutigen Waldindianer“*, 1958, S. 67

Im Verlauf des späteren Zivilisationsprozesses wird die kulturelle Steuerung des Umgangs mit Sexualität ein zentrales Moment des Zusammenlebens. Die Regeln und Rituale zur „Zähmung“ der Sexualität können bekanntlich in vielen Kulturen und Religionen außerordentlich streng (repressiv) sein. Das gilt vor allem für junge Frauen und Ehefrauen. Offenbar gibt es eine tiefe und verbreitete Angst, dass Sexualität, insbesondere die sexuelle Ungebundenheit der Frau, das gesellschaftliche Ordnungsgefüge gefährden könne.¹⁹

Heute sind sexuelle Signale in unserem Kulturkreis allgegenwärtig, viele Tabus aufgebrochen; es entwickelt sich eine neue, oft durchaus heikle Balance zwischen sexueller Freizügigkeit als Teil individueller Freiheit und gesellschaftlicher Normierung bzw. Funktionalisierung (z. B. im Rahmen der Werbung).

Neben körperlicher bzw. sexueller Attraktivität („gutes Aussehen“) stehen heute vor allem „Liebe“ (z. B. als „Verliebtheit“ oder „romantische Liebe“) und „Freundschaft“ im Fokus persönlicher Wünsche, Interessen und Konflikte. Partnerliebe und Verliebtheit sind vermutlich tief im Menschheitserbe verankerte Reaktionsmuster – und auch bei anderen höheren Primaten gibt es offenbar so etwas wie Liebe (z. B. die sog. Mutterliebe) und Freundschaft.

Ich halte aber die enorme persönliche und gesellschaftliche Bedeutung, die Liebe und Freundschaft heute gewonnen haben, für eine Folge von Individualisierungsprozessen. Die Auflösung des „ursprünglichen Wir“ geht einerseits mit Gefühlen von Einsamkeit und der Sehnsucht nach Verbundenheit und Zusammengehörigkeit einher, andererseits mit neuen Formen individueller Selbstinszenierung. Dazu später mehr.

¹⁹ Die als „sexuelle Befreiung“ gefeierte zentrale Rolle der Sexualität in unserer heutigen Kultur verdient noch mal eine gesonderte Betrachtung, die ich hier nicht leisten kann. Das betrifft auch die Diskussion über **queer-,trans- und intersexuelle Identitäten** und eine Überwindung der traditionellen Bipolarität der Geschlechtszuweisung, auch wenn dies vermutlich nur eine kleine (?) Minderheit der Menschen direkt betrifft.

Bipolare Geschlechtsrollen-Zuweisungen dürften in den frühen Gemeinschaften selbstverständlich gewesen sein. Vielleicht werden „Intersexe“ in manchen Gemeinschaften schon im Säuglingsalter getötet, sofern körperliche Besonderheiten erkennbar sind, vielleicht genießen sie in anderen Gemeinschaften eine hohe Stellung gerade wegen ihrer Besonderheit. Für Letzteres gibt es durchaus historische Belege.